

und Sünde herausstelle, wodurch sich ein Ansatzpunkt für eine gewisse sozialetische Perspektive ergebe. Bei der konkreten Durchführung des katechetischen Gesamtprogramms mit der Zielvorgabe des Liebesgebots zeigten sich freilich auch gravierende theologische Mängel: Legalismus, Verdienstmoral, sexualpessimistische Leibfeindlichkeit, überfrachtetes Schuldbewußtsein – ja es fehle C. „eine grundlegend positive Einstellung zu den irdischen Wirklichkeiten“, gleichwohl die mannigfachen Tabus und Drohungen zum Teil durch eine Ethik der Barmherzigkeit abgefedert und abgemildert werden. Leimgrubers Fazit: Signatur des Christentums sei eine freiheitliche Einladung zur Orientierung am Weg Jesu, sei gestaltetes und nicht vollkommenes Leben. Dieser Zielvorgabe aber entspreche C. nur zum Teil; die größten Ausfälle des Katechismus gebe es bei der Frage der Ökumene, weil C. zu wenig dialogisch und perspektivisch denke. *Herbert Stettberger* beleuchtet in seinem Beitrag die religionsdidaktische Methode des Katechismus: C. verstehe Glauben als Für-wahr-Halten von Glaubensinhalten, weswegen er normativ-dogmatisch ansetze. Letztlich gehe es ihm eher um Memorieren als um Reflektieren, denn für C. ist Katechetik lediglich eine Anwendungswissenschaft der Dogmatik. In einem kurzen Überblick zur Geschichte der Religionsdidaktik und -pädagogik zeigt Stettberger die Etappen von der canisichen Katechetik bis zur Neuorientierung innerhalb der pluralen Gesellschaft seit den sechziger Jahren. Mit einem Literaturverzeichnis, Angaben zu Medien, Internetadressen und einem Register wird der Bd. nach diesem Kommentarteil abgerundet.

Der vorgestellte Beitrag aus der Reihe ‚*Jesuitica*‘ erfüllt durchaus ein Desiderat: Er bietet eine gute Einführung in den historischen Kontext des Katechismus und einen verlässlichen lateinischen Text. Die deutsche Übertragung ist immerhin als eine gewisse Hilfestellung zur Texterschließung verwendbar. Der Kommentar schließlich zeigt die Korrelation von Theologie und Geschichte auf und regt zur eigenständigen kritischen Lektüre an – vielleicht auch gerade dort, wo man den angebotenen Deutungen nicht zustimmen können wird.

K.-H. STEINMETZ

RAK, CHRISTIAN, *Krieg, Nation und Confession*. Die Erfahrung des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, Forschungen; 97). Paderborn [u.a.]: Ferdinand Schöningh 2004. 455 S., ISBN 3-506-71740-5.

Der Sieg gegen den französischen „Erbfeind“ im Kriege von 1870/71 war gewissermaßen Schlüsselerlebnis der „kleindeutschen“ Einigung und nationales Bindemittel. Dies galt mehr oder weniger für alle Schichten und Parteigruppierungen; und doch förderte die im nachhinein immer wieder (meist gegen die andern) beschworene „Einigkeit“ in diesem Kriege Prozesse der nationalen Desintegration (403), vor allem in konfessioneller Hinsicht. Und weiter gilt: Die „Erfahrung“ dieses Krieges verändert sich ständig; sie ist keine stabile Größe, sondern ständigen Selektionen und Neukonstruktionen ausgesetzt, bzw., sie ist Produkt eines ständig neuen sozialen Kommunikationsprozesses.

Gerade dies macht diese Arbeit deutlich, die in Tübingen in Geschichte (nicht Kirchengeschichte) als Dissertation angenommen wurde. Sie untersucht die Zeugnisse der (etwa 350) Feldgeistlichen beider Konfessionen, d.h. ihre zeitgenössischen Dienstberichte an ihre Kirchenleitungen, die kurz danach veröffentlichten Berichte, schließlich die später publizierten Feldpredigten und Kriegserinnerungen (erstere fast ausschließlich, letztere überwiegend von evangelischer Seite). Infolge der Quellenlage der Dienstberichte heben sich drei deutsche Staaten heraus, denen die Untersuchung gilt und die jeweils unterschiedliche Charakteristika zeigen: Preußen, Württemberg und Bayern. Insgesamt zeigen sich viele Gemeinsamkeiten, aber auch, wie zu erwarten, starke konfessionelle und auch regionale Besonderheiten, aber auch Verschiebungen in der späteren Vermittlung und Erinnerung.

Das 1. Kap. (49–80) behandelt Organisation und Status der Militärseelsorge, die in den einzelnen Staaten sehr unterschiedlich und meist sehr wenig geregelt waren (am besten in Preußen, am schlechtesten in Bayern). Konfessionell bestand in Preußen eine eklatante Benachteiligung der Katholiken (57f.), dem gegenüber sich Württemberg durch

konfessionelle Gerechtigkeit abhebt (65f.). – Das 2. Kap. „Militär“ (81–135) befaßt sich mit dem Verhältnis der Militärggeistlichen zur Truppe. Hier zeichnet sich zunächst ein Unterschied zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten ab. In Preußen, wo schon vorher eine etatmäßige Militärseelsorge bestand und die Feldgeistlichen bereits in das Militär integriert waren, dominierte auch bei ihnen die Offiziersperspektive, während bei den süddeutschen Geistlichen eine größere Distanz zu den militärischen Vorgesetzten und eine größere Nähe zur einfachen Truppe feststellbar ist (84f.). Generell hervorgehoben wird in den Berichten der Seelsorger der vielfältige Einsatz auch für die leiblichen Bedürfnisse und täglichen Nöte der Soldaten (85–87), aber auch mehrfach für humane Behandlung der französischen Zivilbevölkerung (89f.). Bei den Bewerbungen für die Militärseelsorge zeigt sich eine beachtliche konfessionelle Differenz, die damit auch Selbstverständnis und primären gesellschaftlichen Status wesentlich mitbestimmt: Tauchen bei protestantischen Geistlichen häufig patriotische Motive auf, so sind diese bei katholischen Priestern selten, bei denen eindeutig das seelsorgliche Motiv dominiert (90f.). Ein allgemeiner Topos bei beiden Konfessionen ist der Ruhm der „Frömmigkeit“ der deutschen Soldaten (im Gegensatz zu den französischen), der im einzelnen eine vielfältige Funktion ausübt (von der Kriegslegitimation über die Rechtfertigung der Militärseelsorge bis zur Vorbildfunktion für die Heimat), jedoch durch andere, mehr kritische Berichte auch wieder stark relativiert wird (dazu 112f.). Insgesamt findet man in den unzensurierten Felddienstberichten sowie in den Berichten für kirchliche Blätter ein kritischeres Bild des deutschen Soldaten als in den später veröffentlichten Dokumenten (117–125). So „blieb ein wesentlicher Ausschnitt ihrer Kriegererfahrungen in der öffentlichen Wahrnehmung ausgeblendet. Man darf annehmen, daß die Feldgeistlichen mit dem Verzicht auf dieses kritische Potenzial einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Militarisierung im Kaiserreich geleistet haben ... Der Spielraum für kritische Anmerkungen war gering, wollten die Geistlichen nicht aus der nationalen Erinnerungsgemeinschaft von 1870/71 ausgeschlossen werden“ (125f.). Einzelne untypische Stellungnahmen sind eher auf katholischer Seite zu finden (so Gratzmeier: „Der Krieg bevölkert die Irrenhäuser“, 127f.). In den (protestantisch und dann kulturkämpferisch geprägten) Sedanfeiern wurde dem Militarismus von protestantischer Seite nicht nur nicht entgegengetreten, sondern noch aktive Förderung zuteil. – Ähnliche Feststellungen und Differenzierungen gelten auch für das Kap. „Krieg“ (136–214). Das sowohl bei Katholiken wie bei orthodoxen Lutheranern verbreitete Motiv „Krieg als Gottesgericht für uns“ stieß bei den Liberalen auf Kritik (142–144) und trat überhaupt nach den ersten deutschen militärischen Erfolgen in den Hintergrund (145–147). Ohne Unterschied der Konfessionen galt der Krieg gegen Frankreich als gerecht, wengleich die süddeutschen katholischen Bischöfe hier zunächst im Urteil zurückhaltender waren als ihre preußischen Amtsbrüder (137f.). Und doch ist auch hier ein Unterschied der Konfessionen festzustellen. Vom „heiligen Krieg“ ist nur auf evangelischer Seite die Rede (166f.). Nur hier wird der Tod für das Vaterland praktisch mit dem christlichen Martyrium gleichgesetzt, wenn in der theologisch inkorrekten Interpretation des beliebten Schriftwortes Offb 2,10 („Sei getreu bis in den Tod, dann will ich dir die Krone des Lebens geben“) das Moment des Glaubens als wesentliche Voraussetzung ausgeblendet und der unter den Soldaten verbreiteten Überzeugung Vorschub geleistet wird, wer in der Schlacht sterbe, komme automatisch in den Himmel (181–185). Das Erlebnis der Kriegsschrecken tritt freilich gerade in den zeitnahen Zeugnissen keineswegs zurück. Speziell bei katholischen Geistlichen enthält es nicht selten eine Spitze gegen die Liberalen, denen in ihrer vornehm-bürgerlichen Distanz die Welt des menschlichen Elendes fremd ist (200f.). – Es folgt das 4. Kap. über das Frankreich-Bild (215–272). „Ein schönes Land, aber ein tückisches Volk“ (218, Anm. 7) – so läßt sich das ohne Unterschied der Konfession vorherrschende Negativbild zusammenfassen, dessen Kern der „sittlich-religiöse Verfall“ des französischen Volkes, vor allem ablesbar an sonntags leerstehenden Kirchen und „Sonntagsschändung“, ist. Für die protestantischen Feldgeistlichen bildet dabei der Katholizismus selbst die tiefste Wurzel der französischen Fäulnis: Frankreich ist so gesunken und heruntergekommen, weil es katholisch ist. Für ihre katholischen Kollegen gilt umgekehrt: Es ist so tief gesunken, weil es nicht mehr (wirklich) katholisch ist. Diese berufen sich gerne auf die französischen Curés als Kronzeugen für die Irreligiosität der

Gemeinden (240–244). Die Curés bewundern ihrerseits die Religiosität der deutschen Soldaten; im gemeinsamen Urteil mit ihnen bleibt der katholische Universalismus trotz des negativen Frankreichbildes bestehen. Andererseits sind auch die protestantischen Feldprediger von den französischen Protestanten und ihren Pastoren enttäuscht: Sie hofften, sie als „deutschfreundlicher“ zu erfahren und erlebten sie doch als vom selben „Nationalhaß“ erfüllt wie alle Franzosen (257–264); die allgemeine Gesetzmäßigkeit, daß jede konfessionelle Minderheit, ob katholisch oder protestantisch, sich dadurch legitimieren muß, daß sie an Patriotismus der Mehrheit nicht nachsteht, blieb ihnen offenbar fremd. Private positive Erfahrungen mit französischen Wirtsleuten oder Geistlichen, die durchaus auch nicht fehlten, wurden als singulär und untypisch eingestuft, veränderten nicht die generellen Klischees und blieben wirkungslos, wenn die französische Geistlichkeit oder Kirche in größere Zusammenhänge eingeordnet wurde. – Dem entspricht in der Sicht der deutschen Nation (273–344) bei den protestantischen Autoren eine theologisch überhöhte und auf die Reformation zurückgeführte Überlegenheit Deutschlands mit dem Protestantismus als „deutscher Leitkultur“. Das Problem 1866 wird dabei bei den süddeutschen Feldpredigern eher verdrängt; die positive Erinnerung an 1866 blieb eine inner-preußische Angelegenheit (297 f.). In der späteren Erinnerung der Feldprediger wurde der Krieg von 1870/71 zum immer wieder erneut (z. B. gegen die Sozialdemokraten) beschworenen Einheitserlebnis. Sie trugen dadurch dazu bei, daß der bisher mehr bürgerlich-liberale Nationalismus in konservative Kreise Eingang fand bzw. der Nationalstaatsgedanke seit der Reichsgründung – wie der Autor im Anschluß an Wehler gegen Winkler, der diesen Wandel erst 1878/79 ansetzen möchte, betont – sein oppositionelles Potential verlor (307). Bei den Katholiken ist die Einstellung zum deutschen Nationalstaat demgegenüber, zumal angesichts der nun gegebenen protestantischen Dominanz, uneinheitlich. Es fehlte bei ihnen nicht an kritischen Stimmen (317 f.). Andererseits waren speziell die Feldprediger auch nicht immun gegenüber der nationalistischen Stimmungslage. So betont der Autor, m. E. wohl zu Recht, daß die Unterschiede eher graduell und relativ sind und daß es sich eher, zumal dann im Kulturkampf, um eine „Unterbrechung der katholischen Nationalisierung“ als um einen prinzipiellen Gegensatz von Katholizismus und Nationalismus handele (322). Die Stellung zur Nation steht hier eher in Funktion zum Anti-Liberalismus (323). – Schließlich folgt das 6. Kap. „Konfession“ (345–400). Wie begegneten die Feldgeistlichen ihren Kollegen oder Soldaten von der anderen Konfession? Hier ist eine Zweigleisigkeit feststellbar. Nach der Regel: „Einen Konfessionskrieg propagieren immer nur die andern“ (349) war oder schien bei vielen evangelischen Feldgeistlichen aktive Mitbeteiligung an der anti-ultramontanen Stimmungsmache in der Heimat durchaus mit friedlich-irenischen Verhältnissen im Militär und Propagierung dieses Verhältnisses auch in der Heimat vereinbar. Allgemein und durch beide Seiten ist bezeugt, daß in der Armee nicht nur konfessionelle Streitfragen sorgfältig ausgeklammert wurden, daß die gemeinsame Gefahr katholische und evangelische Geistliche menschlich näher brachte, ja manchmal sogar, bes. bei Beerdigungen, die geltenden kirchlichen Normen strikter konfessioneller Trennung und die Verbote jeder „Communicatio in sacris“ durchbrochen wurden (373–377), wobei freilich die „zivilen“ (also nicht etatmäßigen), dem Militär gegenüber distanzierteren, süddeutschen katholischen Geistlichen, besonders die Bayern, strikter auf den kirchlichen Normen insistierten (362–364). Solche Dinge waren zumeist für die protestantische Seite (nach dem Prinzip „Nation geht über Konfession“) weniger problematisch, für die katholische Seite jedoch zu Hause nur schwer vermittelbar. Nach dem Kriege wurden diese konfessionellen Harmonie-Erlebnisse von evangelischer Seite mit anti-ultramontanem Akzent hervorgehoben bzw. lieferten im Endeffekt im Kulturkampf beiden Seiten Munition (383). – Eine nicht uninteressante Fallstudie am Ende dieses Kap.s befaßt sich mit „Jesuiten im Kriegseinsatz“ (384–398); hier sind außer den späteren Publikationen (bes. Rist, Die deutschen Jesuiten auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten, 1904) die Originalbriefe im Provinzarchiv hinzugezogen. Generell waren die Jesuiten, viel mehr als in der Heimat, wo sie damals nur in katholischen Gegenden und fast nur im katholischen Milieu wirkten, hier dem unmittelbaren Kontakt mit Andersgläubigen ausgesetzt. Sie betonten in ihren Berichten einerseits, daß es ihnen gelang, Menschen von anti-katholischen und anti-jesuitischen Vorurteilen zu befreien, zeigten sich aber

auch nicht selten ihrerseits beeindruckt von der Gläubigkeit nicht weniger Protestanten, zumal im Sterben (388f.). Viel stärker der Kritik ausgesetzt sind jedoch bei ihnen die evangelischen Berufskollegen und noch mehr die Diakonissen (389–391). In den später publizierten Berichten wurde dann, je nachdem, das eine oder andere betont: In den für die Öffentlichkeit bestimmten Publikationen (in „Rist“ und den „Stimmen aus Maria-Laach“) liegt der Akzent auf konfessioneller Verträglichkeit, während in den ordensinternen „Mitteilungen aus der Deutschen Provinz“ stärker auch negative Urteile zur Geltung kommen (394f.).

Die sehr sorgfältige und im Urteil differenzierte Arbeit vermittelt ein facettenreiches Bild zum Thema „Nation und Konfession“, wichtig nicht zuletzt für die Katholizismus-Forschung, in welcher der Krieg von 1870/71 bisher kaum eine Rolle spielte, zumal er als unmittelbare Erfahrung nur kurz dauerte und der anschließende Kulturkampf ihn in den Schatten zu stellen schien – und doch hat man sich auf beiden Seiten nachher immer wieder auf ihn und die dortige „Einheit“ der Nation berufen. Nicht zur Kritik, sondern nur zur Ergänzung mag noch auf zwei Aspekte hingewiesen werden. Der eine ist die Erfahrung der „Irreligiosität“ der Franzosen, nach den Berichten der katholischen Feldprediger immer wieder durch die Cures als Kronzeugen bestätigt. Immerhin bemühen sich einzelne katholische Feldgeistlichen um regionale Differenzierung (266, mit Anm. 160) und nehmen insbesondere den (von den deutschen Truppen freilich nicht berührten) Westen Frankreichs von diesem Verdikt aus. Nun ist seit langem bekannt, daß die einschlägige regionale Differenzierung Frankreichs in „fromme“ und „abstündige“ Gegenden, von Timothy Tackett 1986 für die Zeit der Französischen Revolution und das Verhalten gegenüber der Zivilkonstitution untersucht, wohl bis ins 17. und 18. Jhd. zurückreicht und im 19. Jhd. bereits voll ausgeprägt ist. Die deutschen Truppen hatten es jedoch im französischen Kernraum und im Pariser Becken mit einer Region ausgesprochen geringer religiöser Praxis zu tun. Wie wäre ihr Urteil gewesen, wenn sie den Westen kennengelernt hätten? – Schließlich spielt die Instrumentalisierung des Krieges von 1870/71 auch eine nicht unwesentliche Rolle in den innerkatholischen Auseinandersetzungen um das Unfehlbarkeitsdogma. Der Autor erwähnt diese Auseinandersetzungen kaum, da das Dogma wohl für die meisten katholischen Feldgeistlichen kein Problem darstellte, von denen keiner altkatholisch wurde (381, Anm. 108). Der Krieg von 1870/71 und der Sieg über Frankreich spielt jedoch als Schubkraft des Anti-Infalibilismus bei Döllinger und anderen Autoren eine nicht zu vernachlässigende Rolle (dazu die Zeugnisse im 3. Bd. des Rez. zum 1. Vatikanum, 245f.): 1.9. (Sedan) und 20.9. (Einnahme Roms durch die Italiener), 18. Juli 1870 (Unfehlbarkeitsdefinition) und 18. Januar 1871 (Kaiserproklamation in Versailles) boten sich als Entsprechung bzw. Kontrast geradezu an. Und wenn Döllinger in seiner öffentlichen Erklärung vom 28. März 1871 betonte, das Dogma trage seinen „romanischen“ Ursprung auf der Stirne und werde in germanischen Ländern nie heimisch werden, so konterte seinerseits Hergenröther mit dem französischen (also un-deutschen) Ursprung des Gallikanismus. Der Sieg über Frankreich ließ sich eben zu allem verwenden.

KL. SCHATZ S. J.

KOSCHORKE, KLAUS/LUDWIG, FRIEDER/DELGADO, MARIANO (Hgg.), *Außereuropäische Christentumsgeschichte*. Asien, Afrika, Lateinamerika 1450–1990 (Kirchen- und Theologiegeschichte in Quellen; Band VI). Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag 2004. 342 S., ISBN 3-7887-2045-X.

Bei dieser Publikation handelt es sich um eine Quellensammlung. Sie enthält unter 317 Nummern 464 Dokumente der neuzeitlichen Missionsgeschichte oder besser Christentumsgeschichte aus drei Kontinenten. Dabei ist diese Sammlung nicht nur multikonfessionell; es ist vor allem auch Wert darauf gelegt, daß nicht nur Dokumente aus europäisch-missionarischer Perspektive zu Wort kommen, sondern auch Stimmen einheimischer Christen oder Zeugnisse eigenständiger indigener Formen des Christentums, schließlich nicht zuletzt Dokumente synkretistischer Bewegungen, aber auch feindlicher Reaktionen auf das Christentum sowie staatlicher Maßnahmen (Toleranz- oder Verfolgungsedikte). Es soll also die ganze Breite der Wirkungsgeschichte der christlichen Verkündigung und der Reaktion auf sie zu Worte kommen. Gegliedert ist die